



Foto: Daniel Desborough

Der Erreger

Der Pianist und Festivalleiter Robert Kolinsky steckt Menschen an – mit seiner Begeisterung für die tschechische Leichtigkeit des Seins. Damit macht er sich nicht nur Freunde **VON DANIELE MUSCIONICO**

Frisch verschlafenes Haar steht ab vom Kopf des Robert Kolinsky, in alle Richtungen, genau so wie er gerade denkt. Die Nächte sind kurz, die Tage seinem bevorstehenden Martinů-Festival gewidmet, und die Gedanken schlagen Rad. Doch unterm Schopf ist Kolinsky ein Fall für Schwiegermütter und Mäzeninnen. Charmant, zuvorkommend, ein rhetorischer Wundheiler, und so kommt es nicht von ungefähr, dass ihn das Basler Mäzenatentum, das vornehmlich ein Mäzenatinnentum ist, liebt.

Die 18. Martinů-Festtage stehen vor der Tür. Was 1995 in einer kleinen Kirche bei Basel und vor 20 Zuhörern begann, ist heute Weltklasse. Seit achtzehn Jahren lobbyiert der Selbmademan mit seinem kleinen, aber inzwischen prestigeträchtigen Festival für den tschechischen Komponisten, lädt Musiker ein und will sie für Bohuslav Martinůs breites Werk begeistern. Hélène Grimaud, Vladimir Ashkenazy oder Frank Peter Zimmermann gehören inzwischen zu den erfolgreich Infigierten. Der 42-jährige Pianist, in Solothurn geboren, Kind tschechischer Eltern, hat seine Energie – und seine eigene Musikerkarriere – dem Komponisten verschrieben. Weshalb? »Martinů tut gut«, sagt er lachend. Und schwärmt von dessen Lebensfreude und Leichtigkeit des Seins.

Sämtliche Operndirektoren der Schweiz machten mit – nur in Basel nicht

Zum 50. Todestag von Martinů 2009 wurde das große Orchesterkonzert der Martinů-Festtage in 40 Länder übertragen. Kolinsky überzeugte damals sämtliche Operndirektoren der Schweiz, ein Martinů-Werk aufzuführen; alle machten mit, bis auf die Oper in Basel. Dabei war just Basel ein Meilenstein in Martinůs Karriere; ab 1958 lebte der Komponist abwechselnd in Frankreich, Italien und vor allen in der Schweiz. Am Basler Rennweg bei Maja und Paul Sacher und später in Liestal, wo er 1959 starb, schrieb er zahlreiche seiner bedeutendsten Werke.

Kolinsky – ein Mann, eine Mission und ein Motivationstalent. Hinzu kommt die für Schweizer untypische Gabe, Rückschläge einstecken zu können. Von Moritz Suter, einem seiner Wohltäter, hat er das Credo übernommen: »Wer aufgibt, hat verloren!« Denn Erfolg ist eine relative Sache und womöglich bloß die Fähigkeit, schneller als andere wieder auf den Beinen zu sein.

Zum Beispiel 2009 war es so weit. Damals lobten selbst konservative Medien Kolinskys Festival zum ersten Mal laut – und genau dann sistierte der Pharmariese Roche seinen Vertrag als Hauptsponsor. Was tun? Die Panik wurde privat verhandelt, gegen außen blieb man cool, hoffte auf ein Wunder und tatsächlich: Die Basler Mäzenin Dorette Gloor, die Robert Kolinsky bei privaten Konzerten für die feine Basler

Gesellschaft kennengelernt hatte, vermittelte ihm die Bank La Roche als Sponsor. La Roche ist die älteste Privatbank der Stadt am Rhein. Die Signalwirkung nach außen war stark: Ein 1787 gegründetes Unternehmen leistet sich keine halbseidene Extravaganza.

Dorette Gloor unterstützt Kolinsky auch durch ihre Cagliostro-Stiftung, die sie eigens für seine Projekte gegründet hat. Die Mäzenin ermöglicht das Martinů-Festival wie der Basler Musikliebhaber und VR-Präsident der Bank Dreyfus Söhne & Cie. Andreas Guth. Dieser leistet zudem Mitteldienste zwischen dem Festival und der offiziellen Rechtsvertreterin des Komponisten, der Martinů-Stiftung in Basel. Dass Kolinsky, der junge Wilde, und die alte Institution bis heute um ein gutes Einvernehmen ringen, liegt in der Natur der Sache und in den unterschiedlichen Betriebstemperaturen der beiden begründet.

Kolinsky hat keine Scheu vor großen Namen, um den Rattenfänger für Martinů zu spielen. Auch deshalb saß im Patronatskomitee seines Festivals bis zu seinem Tod Václav Havel. Ihm folgte Madeleine K. Albright, die erste Frau, die US-Außenministerin wurde, sowie der Star-dirigent Mariss Jansons als Nachfolger des Geigers Josef Suk.

Im Bühnen um Albright kam Kolinsky seine Kenntnis der tschechischen Sprache zugute, er schrieb sie in seiner Muttersprache an. Er setzte auf die Heimatkarte, bezog sich auf Albrights tschechische Wurzeln sowie auf ihre Freundschaft mit Václav Havel. Und er erinnerte sie an ihre Auseinandersetzung mit Martinůs Freund und Förderer Jan Masaryk, dem damaligen Außenminister der Tschechoslowakei, der 1949 unter dubiosen Umständen ums Leben kam. Die Zusage aus Washington erhielt er nur wenige Tage nach seinem Bittbrief.

Aber nicht nur die Mission Martinů treibt Kolinsky um. Im selben Atemzug, wie er für den Komponisten schwärmt, preist er auch das Werk von Jiří Menzel. Seit einigen Monaten leistet er bei Stiftungen, Sponsoren, beim Bund Überzeugungsarbeit für seinen Dokumentarfilm über den tschechischen Regisseur und Oscar Gewinner. *To Make A Comedy Is No Fun* wird er heißen. Dass er dafür als Produzenten den Oscarpreisträger Xavier Koller beziehungsweise dessen mit Alf Sinnerer gegründete Firma Catpics gewonnen hat, heißt nichts anderes als: Auch dieser hochfliegende Plan klingt zwar halbscherisch, er steht aber offenbar auf festem Boden.

Doch die Krux ist: Kolinsky bringt im Film einige der besten Regisseure der Welt vor die Kamera, richtet, so wie er es sich schuldig zu sein

pflegt, mit der ganz großen Kelle an, und das stimmt die Schweizer und ihre Förderergremien naturgemäß skeptisch. »Namedropping« heisst das Verdikt, das er zu hören bekommt, ausgesprochen oder zwischen den Zeilen. Aber was soll man machen? Was soll man tun, wenn einer keine Angst hat vor den Mächtigen der Welt?

Ein persönlicher Kontakt anlässlich der Martinů-Festtage war der Anfang einer großen Freundschaft, besser Leidenschaft, die Kolinsky für Menzel hegt. Seitdem will er ihn, der in seiner Heimat ein Mythos ist, auch außerhalb von Tschechien durchsetzen. Und dass er dabei Wege und Mittel scheut, wäre ein Wesenszug, der ihm fremd ist. Kolinsky ist ein Schwärmer, und in seinem Fall ist Schwärmen das Gegenteil von Schwarmintelligenz. Für ihn ist Menzel der ultimative Komödienmacher neben Billy Wilder und Federico Fellini.

Seine Würdigung von Jiří Menzel liest sich wie ein Who's who der Filmwelt

Nebst Jiří Menzel selber werden Regiefreunde und Arbeitsbekannte in *To Make A Comedy Is No Fun* zu Wort kommen. Die Teilnehmerliste liest sich wie ein Who's who der transatlantischen Filmwelt: Marc Foster, Terry Gilliam, Emir Kusturica, Ken Loach, Miloš Forman, Roman Polanski. Als Erzähler ist Jeremy Irons mit im Boot. Und weil Menzels Karriere im Theater und auch in der Schweiz begann, wird sich auch der Theatermann Werner Düggelin beteiligen. Einige Beiträge sind bereits abgedreht, von allen Kronzeugen liegt die Zusage vor.

Was Martinů betrifft, was also Kolinsky betrifft, wenn der nicht gerade für Menzel die Werbetrömmel rührt: 2015 ist Martinůs 125. Geburtstag und folglich ein kolossal wichtiger Termin in Kolinskys Agenda. Mit hartnäckigem Nachdruck ist er unterwegs, um Institutionen, Personen für Martinů vernachlässigte Ballette und Komödien zu begeistern.

Mit dem Lucerne Festival ist ein gesamteuropäisches Jugendballettprojekt in der Mache, das Werk *Der stampfende Schmetterling* soll aufgeführt werden. Und der Martinů-Funke soll offenbar auch schon auf Andreas Homoki und das Opernhaus Zürich übersprungen sein. Was Basel betrifft, herrscht bisher eisiges Schweigen. Sagt Kolinsky und schwärmt aus. Anstreckungsgefahr ist im Verzug.

Die Martinů-Festtage finden vom 17. bis 30. November an verschiedenen Veranstaltungsorten in Basel statt, www.martinu.ch

Martinůs Pate

Künstlerischer Leiter der Martinů-Festtage in Basel: Seit 1995 verhilft Robert Kolinsky dem tschechischen Komponisten Bohuslav Martinů in der Schweiz zu Renommee, dieses Jahr zum 18. Mal

Pianist: Kolinsky, 1970 in Solothurn geboren, hat die Musikakademien in Basel und Prag absolviert
Filmemacher: Sein jüngstes Projekt gilt einem weiteren Tschechen, dem Regisseur Jiří Menzel, Oscarpreisträger von 1968. Ihn will Kolinsky mit einem Dokumentarfilm würdigen, unter Mitwirkung von Roman Polanski und Ken Loach

CH

ANZEIGE

n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

EVANGELISCHE
HOCHSCHULE
FREIBURG



Master of Arts in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation

anwendungsorientiert | forschungsbasiert | international

Sehen Sie sich künftig in der forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik? Oder streben Sie eine wissenschaftliche Tätigkeit und ein Doktorat in diesem Bereich an?

Die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW bietet Ihnen zur Aneignung der dafür notwendigen Kompetenzen ein konsekutives Master-Studium an.

Voraussetzung für das Master-Studium ist ein Bachelorabschluss in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin.

Studienbeginn im Herbst- oder Frühjahrssemester; Vollzeitstudium (3 Semester) und Teilzeitstudium (bis 6 Semester) möglich. Semestergebühr: CHF 700.–

Dieses Master-Studium wird in Kooperation mit der Evangelischen Hochschule Freiburg i. Br. und der Universität Basel angeboten.

Weitere Informationen erhalten Sie unter:
masterstudium.sozialearbeit@fhnw.ch | Tel. +41 62 957 20 33 | www.masterstudium-sozialearbeit.ch

Fachhochschule Nordwestschweiz | Hochschule für Soziale Arbeit | Riggbachstrasse 16 | CH-4600 Olten

www.fhnw.ch/sozialearbeit

FRAGEN SIE DR. NOTTER!

» Sehr geehrter Herr Notter, in der katholischen Kirche scheint es weiter zu brodeln. Der Einsiedler Abt Martin Werlen lehnt sich da sehr aus dem Fenster und stellt den Zölibat infrage. Wann wird er von Rom zurückgepfiffen? «

Alois Hertenstein, Schwyz

Abt Martin Werlen spricht in seinem Text »Miteinander die Glut unter der Asche entdecken« den Konflikt zwischen konservativen und progressiven Kräften in der katholischen Kirche offen an. Im Gegensatz zu seinen konservativen Gegenspielern. Für sie gibt es gar kein Problem. Die »Weltkirchen«, wie sie sagen, hat alles entschieden. Über Zölibat, Laienmitwirkung oder Rolle der Frauen muss man



Markus Notter war von 1996 bis 2011 Regierungsrat des Kantons Zürich

gar nicht diskutieren, und wenn, dann nicht in der kleinen Schweiz. Das muss die »Weltkirchen« ordnen. Diese konservativen Kräfte verhalten sich wie Filialleiter eines Weltkonzerns, die bei Reklamationen der Kundschaft auf die Konzernzentrale verweisen. Wir halten uns hier bis auf Weiteres an die Konzernhandbücher. Die Zentrale wird schon wissen, was sie macht.

Der Abt von Einsiedeln verhält sich in dieser Auseinandersetzung sehr geschickt. Er beruft sich auf die schon heute bestehenden Unterschiede im Konzern. In der katholischen Kirche gibt es zwei Gesetzbücher. Es gibt den Kodex des kanonischen Rechts für die große Mehrheit der lateinischen Kirche. Darin ist etwa die Verpflichtung zum Zölibat für Priester festgehalten. Dann gibt es aber auch ein Gesetzbuch für die katholischen Ostkirchen. Das sind Kirchen, die Teil der katholischen Kirche sind, aber in der Tradition der Ostkirchen stehen. Und wie bei den orthodoxen Ostkirchen gilt bei ihnen, dass es neben zölibatären auch verheiratete Priester gibt. Abt Werlen zitiert in seinem Text einfach die Bestimmung 373 dieses Gesetz-

buches, das Papst Johannes Paul II. 1990 erlassen hat. Das wird ihm in Rom schlecht einer vorwerfen können. Die Frage stellt sich natürlich, weshalb das nur in einem Teil der katholischen Kirche möglich ist. In grundlegenden Texten werden die Unterschiede zwischen Ost- und Westkirche, ihr je eigenes theologisches und geistliches Erbe, als Ergebnis göttlicher Vorsehung gelobt. Man fragt sich, wann die Vorsehung ihre Aktivitäten eingestellt hat, weil solches heute nicht mehr möglich scheint.

Genau solche Fragen stellt der Abt von Einsiedeln. Dabei rührt er nicht an den Fundamenten der katholischen Lehre. Es wird seinen Kritikern deshalb schwerfallen, ihn zum Schweigen zu bringen. Seine Meinung ist in vielen Fällen nicht die in der katholischen Kirche vorherrschende, aber es ist eine mögliche. Das ist das Interessante an seiner Position. Und vielleicht auch der wahre Grund der Beunruhigung bei den konservativen Kräften.

Die katholische Kirche hat durch die Geschichte hindurch eine erstaunliche Flexibilität an den Tag gelegt, wenn es darum ging, eigene Interessen zu verfolgen. Jüngstes Beispiel ist die Regelung für Anglikaner, die sich der katholischen Kirche unterstellen. Für sie wurden spezielle Einrichtungen und gewisse Erleichterungen geschaffen. In Abweichung von der Regel ist für sie vorgesehen, dass der Papst von Fall zu Fall auch verheiratete Männer zur Priesterweihe zulassen kann. Der Vatikan verhält sich wie ein Zeitungsverlag, der durch Entgegenkommen und attraktive Angebote Neuabonnenten gewinnen will. Dabei geht vergessen, dass es entscheidender ist, Altabonnenten zu behalten. Deshalb müsste man auch ihnen attraktive Angebote machen können.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Dr. Markus Notter

Markus Notter beantwortet wöchentlich die Fragen der Leserinnen und Leser zur Lage der Nation. Richten Sie Ihre Frage per E-Mail an zeitschweiz@zeit.ch